

Jason Arnopp

# Die letzten Tage des Jack Sparks

Horror-Thriller

Ins Deutsche übertragen  
von Ruggero Leò

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»The Last Days of Jack Sparks« bei Orbit.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Deutsche Erstausgabe Februar 2019  
© 2016 Jason Arnopp  
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Hanka Leò  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: plainpicture / Elodie Ledure; FinePic® unter  
Verwendung von Motiven von shutterstock.com  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-22681-0

2 4 5 3 1

*Für meine Mum und meinen Dad, die mir nie rieten,  
einen ordentlichen Beruf zu ergreifen.*



**Wenn du**

zu wissen glaubst,  
was zum Teufel hier los ist,  
redest du vermutlich

**nur Scheiße.**

Robert Anton Wilson



## Vorwort von Alistair Sparks

Inmitten des Hauses, in dem mein seliger Bruder Jacob und ich aufwuchsen, gab es ein schwarzes Loch.

So nannten wir es. In Wahrheit war es ein kleines Zimmer, das der Architekt dem Bauplan aus unerklärlichem Grund hinzugefügt hatte. Ein viereckiger Raum, inmitten eines Bungalows im vorstädtischen Suffolk. Ohne Lampen, Fenster oder Luftschächte. Nicht größer als zwei zusammengelegte Umkleidekabinen in einem Kaufhaus. Drei Türen führten hinein und hinaus.

Unsere Mutter machte – wie es ihre Art war – das Beste aus diesem nutzlosen Verteilerkasten und hämmerte eine Garderobenstange an eine der Wände. Also wurde aus dem Raum eine Garderobe für Jacken und Mäntel.

Jacob, der unter dem Namen Jack Sparks Ruhm und Ehrlosigkeit erlangte, teilte meine instinktive Furcht vor dem Wort »Mantel«. Mäntel bedecken Leute, verleihen ihnen eine unheimliche Ausstrahlung, und so wuchs unsere Furcht vor dem Raum nur noch mehr. Ihn »das schwarze Loch« zu taufen, nahm ihm ein wenig von seiner einschüchternden Wirkung. So wurde er zu etwas, was sich wissenschaftlich erklären ließ.

Um den Garderobenraum zu meiden, nahmen wir einiges in Kauf. Jedes Mal wählten wir den längeren Umweg – alles war uns lieber, als dieses stickige schwarze Loch zu betreten. Eilte man hindurch, beschleunigte sich der Puls beträchtlich. Man keuchte oder schrie sogar auf, wenn man das Prickeln im Nacken versehentlich für den kalten Atem der Toten und Begrabenen hielt.

Der Vorfall ereignete sich an einem Samstag, im Sommer

1983, als Jacob fünf Jahre alt war, vier Jahre jünger als ich. Wie bei allen Geschwistern gab es auch zwischen uns Rivalitäten, für gewöhnlich aber vertrugen wir uns gut. Wir kletterten auf Bäume, fuhren Rad und spielten Fußball. Wir stützten einander, während wir humpelnd den Heimweg antraten, nach Unfällen, in die meist Bäume, Fahrräder oder Fußbälle verwickelt waren.

Der Vorfall fußte auf rein kindlicher Unschuld, erscheint mir jedoch in meinem Beitrag zu diesem Buch, den zu verfassen ich mir nie auch nur ausgemalt hatte, unerwartet relevant. Ich glaube wirklich, der Vorfall erklärt sowohl das Wesen meines Bruders als auch, so leid mir die Bemerkung tut, den Grund, warum er in diese entsetzliche Abwärtsspirale geriet.

An jenem Tag standen die meisten Fenster offen. Draußen flimmerte die heiße Luft. Unsere Mutter lag im Garten, ausgestreckt auf einem Liegestuhl, der gelegentlich zusammenbrach und ihr derart laute Flüche entlockte, dass sich die Nachbarschaft beschwerte. Sie hatte einen Krimi mit hinausgenommen, ein Päckchen Silk Cuts und wie immer keinerlei Sonnencreme.

Jacob vertrieb sich die Zeit mit einem Spielzeugauto, ließ es mit roten Wangen über den Fußboden des Esszimmers brausen. Ich ergriff meine Chance, mir einen Spaß mit ihm zu erlauben, schlich durchs Haus und schloss alle Türen des Mantelzimmers, bis auf eine. Die geschlossenen verbarrikadierte ich mit Möbeln. Der Architekt hatte zumindest so weit mitgedacht, dass die Türen nach außen aufschwangen.

Durchs Küchenfenster sah ich, dass Mum mit dem aufgeschlagenen Buch auf dem Bauch eingeknickt war. Dann offenbarte ich Jacob, dass wir jetzt ein Spiel spielen würden.

Ich erklärte ihm, er würde in die Rolle eines Geisterjägers schlüpfen. Und ich wäre ein Geist, der ihn jagte. Die Spielre-



geln waren simpel: Ich würde ihn durchs Haus verfolgen, und er musste versuchen, das schwarze Loch dreimal zu durchqueren, ohne geschnappt und dadurch selbst in einen Geist verwandelt zu werden.

Jacob wirkte verunsichert. »Wenn ich ein Geisterjäger bin, wieso laufe ich dann davon?«

»Weil du *mir* begegnet bist«, erwiderte ich. »Ich bin ein derart großer und böser Geist, dass du nicht gegen mich ankommst.«

Er dachte darüber nach, dann willigte er ein. Die Falle war gestellt. Jauchzend rannte er vor mir her, während ich mit den Armen herumsuchtete und unheimliche Laute von mir gab. Ich drosselte mein Tempo, um ihn nicht einzuholen, und er lief quer durchs Esszimmer, schnurstracks auf die Tür zu, die ich offen gelassen hatte, und sauste in die Dunkelheit.

Ich sprintete los und wäre fast hingefallen, erreichte die Tür und schlug sie hinter ihm zu. Dann packte ich die Türklinke fest mit beiden Händen, spannte die Armmuskeln an und wartete.

Ein gedämpftes Rütteln war zu hören, als Jacob versuchte, den Raum durch eine der Türen zu verlassen, und feststellen musste, dass es unmöglich war. Seine Stimme war nur undeutlich zu verstehen, wie bei einer schlechten Telefonverbindung.

»Hey! Die geht nicht ...«

Er probierte die nächste Tür aus. Wieder ein Rütteln, diesmal gefolgt von einem fassungslosen Schrei.

Das Blut pochte mir im Kopf, während ich die Klinke umklammerte, bereit für den Ansturm, der Sekunden später erfolgte. Jacob versuchte, sie herunterzudrücken, und spürte, dass jemand die Klinke festhielt.

Furcht trat in seine Stimme. »Ali, lass das! Ali!«

Es war ausgeschlossen, dass meine Mutter ihn hörte, trotzdem schrie Jacob immer lauter und gellender weiter. Einige

Male unterbrach er die vergeblichen Versuche, die Tür zu öffnen, dann probierte er es unvermittelt erneut, in der Hoffnung, mich zu überraschen. Ich hörte es krachen, wenn er sich gegen eine der anderen Türen warf und nach Mum rief. Dennoch lenkte ich nicht ein. Da er weder panisch klang noch weinte, war ich mir sicher, dass er meinen Streich lustig fände, sobald ich ihn freiließ.

Dann hörten die Rufe in der Garderobe schlagartig auf.

Da mein Bizeps vor Anstrengung brannte, drehte ich mich um und stemmte mich mit dem ganzen Gewicht gegen die Tür. Während ich den Fliegen zusah, die einander jagten, horchte ich angestrengt.

Ich lauschte eine gefühlte Ewigkeit lang.

Nichts.

Allmählich verlor ich den Spaß an der Sache.

»Keine Bange«, rief ich durchs dicke Holz. »Ich lasse dich jetzt raus, ja?« Ich lachte schwach.

Jacob antwortete nicht.

Obwohl ich in einem sonnendurchfluteten Raum stand, packte mich Beklommenheit.

Ein tückisches, obskures Bild trat mir vor Augen.

Ich stellte mir vor, wie Jacob sich in dem Raum verwandelt hatte.

Wie er nun in einem Mantel dastand, und dort, wo sein Gesicht hätte sein sollen, nur leere Schwärze war.

Ich war davon überzeugt, dass dieser gespenstische Mönch, der einst mein Bruder gewesen war, stumm darauf wartete, dass ich ihn erblickte. Sobald ich die Tür öffnen würde, käme er herausgesprungen und würde mir lachend die Gliedmaßen abreißen, eine nach der anderen.

»Jakey?«, rief ich.

Noch immer keine Antwort.

»Jacob?«

Mein Herz, das eben noch aufgeregt gehüpft war, fühlte sich an, als hämmere es an eine Tür, um ins Freie zu gelangen.

Mir war übel vor Sorge um meinen Bruder.

Es ängstigte mich, was in diesem unergründlichen Raum aus ihm geworden war.

Sekunden später quoll etwas unter der Tür hervor.

Ganz gewiss will ich mit dieser Anekdote den Online-Trollen, die mich irrigerweise für die Wendung in Jacobs Leben verantwortlich machen, keine Munition liefern. Ich biete lediglich einen flüchtigen Einblick in seine prägenden Jahre und zeige auf, dass er als Kind ungewöhnlich extrem auf einen im Grunde harmlosen Streich reagierte. Was das anbelangt, ist mein Gewissen rein. Zudem halte ich es für vernünftig, den Vorfall aus meiner Sicht zu schildern, da mein Bruder ihn später in diesem Buch ebenfalls zur Sprache bringt. Leider ist seine Version übertrieben und von viel weniger Ehrlichkeit geprägt als meine.

Mein Bruder starb mit sechsunddreißig, und obgleich die Medien seinen vorzeitigen Tod bis aufs Äußerste ausschlachteten, ist dem Gelegenheitsleser womöglich nicht klar, was Jacob erreicht hat.

Als Kind wollte ich in die Unterhaltungsbranche, wurde dann jedoch Wissenschaftler. Jacob hingegen sprach oft ambitioniert davon, in die Wissenschaft zu gehen, doch natürlich wurde er Autor und eine Art Medienstar. Sein erster Schritt auf diesem Weg war ein Praktikum beim *New Musical Express* im Jahre 1996. Ich muss noch heute grinsen, wenn ich daran zurückdenke, wie mich der übermütige, achtzehnjährige Emporkömmling anrief und sagte: »Ich bin drin!« Der *NME* hatte ihn damit beauftragt, seine erste offizielle Schallplattenrezension zu schreiben. Jack kannte sich mit Musik aus, auch wenn er einen anderen Geschmack hatte als ich. In unseren Teenager-

tagen dröhnten aus seinem Zimmer die Sex Pistols, Motörhead und die Sisters of Mercy, während bei mir die Pet Shop Boys ihre Songs zum Besten gaben.

Er änderte früh seinen Namen, denn er hielt »Jack Sparks« für cooler. Ich war damals bis über beide Ohren mit meinem Abschluss in Biochemie beschäftigt, dennoch freute es mich, dass mein Bruder anscheinend im Begriff stand, meinen eigenen Kindheitstraum zu verwirklichen.

Nachdem Jack ein wenig Erfahrung gesammelt hatte, ließ er Mum und mich in Suffolk zurück und zog nach Camden Town in London, wo er sich hartnäckig in die Arbeit stürzte. In seinen Zwanzigern übertraf er sich selbst und überquerte für seinen Job mehrfach den Atlantik. Zwar verpasste ich damals viele Ausgaben des *NME* – obwohl ich Jack öfters um Exemplare bat –, doch bekam ich mit, dass seine unumstößlichen Ansichten und seine forsche Interviewtechnik die Leser zu Diskussionen anstachelten. Dieser polarisierende Effekt hielt an, als er Horizonte jenseits des musikalischen Gettos anstrebte.

Sein erstes Sachbuch, *Jack Sparks auf dem Springstock* (Erubis Books, 2010), wirkte vordergründig heiter, denn er reiste dafür auf einem Pogostab von Land's End bis John o' Groats. Da er auf der Strecke keine Autobahnen benutzen durfte, wurde die Reise über die kaum befahrenen Straßen zu einer faszinierenden Studie der alten Kuriositäten Großbritanniens, die sich links und rechts des Wegs bestaunen lassen.

Mit *Jack Sparks' Welt der Gangs* (Erubis, 2012) tauchte er kopfüber in wildere Wasser, vermutlich, weil die Reaktionen auf das erste Buch gemischt ausfielen. Es bereitete mir Sorge, dass mein Bruder sich mit gewalttätigen Gangs einließ und seine Erkenntnisse verbreitete, gleichwohl hatte es wenig Zweck, ihn davon abbringen zu wollen.

*Gangs* gewann den Sara-Thornwood-Preis. Ein unstrittig aufschlussreiches Werk, das meinen Horizont hinsichtlich der

Gangkultur erweiterte, sowohl der englischen als auch der amerikanischen. Ungefähr zu jener Zeit etablierte sich Jack als prominenter Atheist und hatte Gastauftritte in TV-Talkshows wie *Never Mind the Buzzcocks*, *Would I Lie To You?* und *Shooting Stars*.

Sein drittes Buch polarisierte bislang am meisten. Allein der Titel *Jack Sparks' Welt der Drogen* (Erubis, 2014) brachte ihm viel kostenlose Publicity ein. Das Konzept meines Bruders bestand darin, jede Droge der Welt auszuprobieren und seine Erfahrungen damit zu dokumentieren. Ich war strikt gegen das Projekt, und unsere Beziehung kühlte sich stark ab, wegen des Buchs und anderer Vorfälle in dieser Zeit. Zudem war es nicht hilfreich, dass die Drogen Jack schwieriger und starrsinniger denn je machten. Dass wir schließlich getrennter Wege gingen – obwohl er in jenem Sommer eine Entziehungskur antrat –, gehört zu den Dingen, die ich stets bereuen werde.

Mir ist nur zu bewusst, dass Jacks letztes Buch, das den Titel *Jack Sparks' Welt des Paranormalen* tragen sollte, seit der Ankündigung umstritten ist.

Mittlerweile habe ich jede Form von Online-Attacke erlebt, einschließlich unverhohlener Morddrohungen gegen mich und meine Familie. Ein Troll tauchte sogar eines Abends vor unserer Haustür auf, bewaffnet mit einem Fleischerbeil. Die Frau ist jetzt hinter Gittern.

Einerseits hat das Buch zahlreiche Anhänger, andererseits sähen viele es gern, wenn es verboten würde. Manche denken sicher, ich bereichere mich auf kalte, zynische und recht geschmacklose Weise an dem Werk, zumal Jack keine Nachkommen hat. Ich habe dazu mehrfach in den sozialen Medien Stellung bezogen, doch derlei Worte gehen leicht unter im ohrenbetäubenden Tumult. Ein Anteil der Einnahmen geht an bekannte Wohltätigkeitsorganisationen auf der ganzen Welt,

die sich der Heilung der Motoneuron-Krankheit verschrieben haben. Ich verspüre keinerlei Verlangen, mich an Jacks Tod zu bereichern, den ich selbst noch nicht verarbeitet habe. Dieses Buch zu schreiben, hatte eine zutiefst reinigende Wirkung. Jacks Herausgeberin, Eleanor Rosen, mit der er die letzten fünf Jahre zusammenarbeitete, war überaus entgegenkommend, hat mir aber auch Paroli geboten, wenn es nötig war.

Es ist ein Glück für uns, dass mein Bruder seine Bücher stets schon in der Recherchephase schrieb. So mancher Autor horcht eine Vielzahl aufgezeichneter Interviews, Gedanken und Notizen, um sich mit dem ganzen Material am Schluss zu befassen, Jack hingegen wollte alles sofort dingfest machen. Er hasste es, Interviews zu transkribieren, und erledigte die Arbeit daher lieber in kleinen Häppchen.

Bei der Redaktion dieses Werks haben Eleanor und ich nur unbedeutende Fehler hinsichtlich Rechtschreibung und dergleichen korrigiert, während wir Jacks Aufbau und seine Art zu schreiben unangetastet ließen, vor allem in der zweiten Hälfte, in der sich der Tonfall merklich ändert. Das Buch in zwei Teile zu unterteilen, war unsere Entscheidung. Ich halte es Eleanor ewig zugute, dass sie meine Ansicht teilte, Jacks Anmerkungen an sie beizubehalten, mit denen der Text durchsetzt ist.

Von Herzen spreche ich den Familien der Verstorbenen meinen Dank und mein Beileid aus, denn sie erteilten uns die Erlaubnis, die echten Namen ihrer Geliebten im Buch zu nennen. Manche Namen jedoch wurden geändert. Glauben Sie mir, der Entschluss, *Jack Sparks' Welt des Paranormalen* völlig unzensiert zu veröffentlichen, fiel uns keineswegs leicht, und ich weiß, wie schwer es für die Hinterbliebenen ist, die Berichte über solch schreckliche Ereignisse zu lesen. Zugleich hoffe ich, dass das Buch eine Art Abschluss bildet und die wenig hilfreichen Spekulationen – nicht zuletzt die über die Todesart meines Bruders – im Internet beendet.

Ich danke meiner wunderschönen Frau Chloe und unseren Töchtern Sophie und Xanna für ihre unglaubliche Unterstützung.

Wie sehr ich mir wünsche, Jack hätte nie diesem Exorzismus beigewohnt.

Wie sehr ich mir wünsche, er hätte nie dieses YouTube-Video entdeckt.

Ruhe in Frieden, mein Bruder, und sei dir gewiss, dass ich dir vergebe.

*Alistair Sparks: Jacks ehemaliger Agent Murray Chambers schickte mir diesen E-Mail-Austausch, der einen Tag, nachdem mein Bruder in Italien dem Exorzismus beiwohnte, begann.*

Datum: 1. November 2014

Von: Jack Sparks

Betreff: RE: RE: Mein neues Buch!

An: Murray Chambers (The Chambers Agency)

Murray, warum zur Hölle verlangt Erubis 30 000 Wörter des Buchs, »ehe ihr weitermachen könnt«? Wir haben noch immer einen Vertrag mit denen – und acht Wochen nach Erscheinen ist *Welt der Drogen* in den Top 10 so gut wie FESTGENAGELT!

Haben die meine Inhaltsangabe denn nicht gelesen? Ein Exorzist, ein besessenes Mädchen, ein unheimliches YouTube-Video ... ein Scheißgeheimnis. Eine Mission!

Musste Bill Bryson auch erst 30 000 Wörter schreiben, ehe er sein neuestes Buch verkaufen durfte, in dem es nur um ihn geht? Natürlich nicht, und ich sollte auch nicht dazu gezwungen werden. Bring das in Ordnung.

J

Datum: 1. November 2014

Von: Murray Chambers (The Chambers Agency)

Betreff: RE: RE: RE: Mein neues Buch!

An: Jack Sparks

Jack, lass mich deine Erinnerung ein wenig auffrischen.

(1) Während du *Welt der Drogen* schriebst, wurdest du drogensüchtig.

(2) Das Buch war so desaströs, dass ein Ghostwriter es retten musste.

(3) Du hast die Verlegerin von Erubis um drei Uhr morgens völlig zugekokst angerufen und sie mehrmals als »Riesenfotze« bezeichnet.

Vor allem der letzte Punkt bedeutet, dass wir einige eingerissene Brücken neu aufbauen müssen. *Jack Sparks' Welt des Paranormalen* ist zwar das vierte Buch, für das wir unterschrieben haben, aber Erubis hat (a) nicht mit einem Werk über Geister gerechnet und muss (b) wissen, ob du auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt bist. Die sind nervös. Ich arbeite daran, aber leider können wir uns nicht darauf verlassen, dass Eleanor sich für dich einsetzt, so wie du sie behandelt hast. Also musst du ein bisschen guten Willen zeigen, Kumpel. Schreib die dreißigtausend.

Mx

PS: Brysons Bücher kreisen streng genommen nicht allein um ihn selbst. Deine hingegen schon. (Keine Kritik, nur für deine Augen bestimmt.)



Datum: 1. November 2014

Von: Jack Sparks

Betreff: RE: RE: RE: RE: Mein neues Buch!

An: Murray Chambers (The Chambers Agency)

Fick dich, Murray.

Fick. dich.

Das ist doch krank! Schön, ich hatte einen Aussetzer. Aber ich bin immer noch JACK SPARKS, Murray. Wenn überhaupt, hat die Entziehungskur meinen Marktwert erhöht, und das weißt du. Ich tippe keine 30 000-Wörter-Leseprobe für Erubis. Ich schreib nicht mal 30. Davon abgesehen kann ich meine Reise nicht fortsetzen, wenn ich keinen Vorschuss bekomme. Ruf sie an und klär das.

Datum: 2. November 2014

Von: Murray Chambers (The Chambers Agency)

Betreff: RE: RE: RE: RE: RE: Mein neues Buch!

An: Jack Sparks

Okay ... Ich habe sie überredet, die nächste Rate des Vorschusses anzuweisen. Ich habe ihnen versichert, dass es dir gut geht. Damit habe ich meinen Kopf in die Schlinge gelegt und hoffe, du weißt das zu schätzen.

Sorg einfach dafür, dass das Buch toll wird und du *pünktlich abgibst*. Übrigens: Wann kriege ich meine 500 Pfund zurück? Ich warte schon sechs Monate drauf.

Mx

Datum: 2. November 2014

Von: Jack Sparks

Thema: RE: RE: RE: RE: RE: RE: Mein neues Buch!

An: Murray Chambers (The Chambers Agency)

Ha! Ich wusste, die werden vernünftig. Murray, das wird ein verflucht gutes Buch.

Lass uns DEN GIPFEL ERSTÜRMEN!

# Jack Sparks' Welt des Paranormalen



# Erster Teil

## Kapitel eins

**E**he wir in Satans klaffendem Maul verschwinden, will Bex etwas klären.

Sie sitzt neben mir in einem sehr kleinen Wagen und sagt: »Dein neues Buch handelt also vom Übernatürlichen. Woran du nicht glaubst. Nicht im Mindesten.«

»Das ärgert die Leute jetzt schon«, erwidere ich. »Hast du den Kladderadatsch gestern mitbekommen?«

Zerknirscht sieht sie mich an. »Wieso kannst du nicht akzeptieren, dass ich mich nicht für die sozialen Medien interessiere?«

»Weil ich dir das nicht abkaufe.«

»Als ich mich das letzte Mal damit befasst habe, das war so ungefähr 2009, boten die sozialen Medien eine Plattform für Leute, die einander nicht zuhörten und stattdessen herum-schrien: ›Mein Leben ist super!‹ Ich bezweifle, dass sich das geändert hat.«

»Wieso hast du dann noch immer Profile auf den Plattformen?«<sup>1</sup>

Bex stößt einen frustrierten, abschätzigen Laut aus, wie man ihn sonst nur bei kurzen, chaotischen Katzenkämpfen hört. »Ich habe diese Profile noch, Jack, damit alte Freunde mich kontaktieren können, aber ich lese keine Posts auf den Seiten. Die sozialen Medien bewirken nur, dass die Menschheit in meinem Ansehen sinkt. Mir wäre es lieber, wenn ich ihre selbstbesessene Scheiße nicht mitbekäme.«

1 Jack nennt selten konkrete Social-Media-Websites in seinen Büchern. Seinem Agenten Murray Chambers zufolge ist das seine »Rache« dafür, dass ihn einige Betreiber nicht für ihre Nennung bezahlen wollten. – *Alistair*

»Wie egoistisch von dir.«

»Dein Buch fällt bestimmt ziemlich kurz aus, oder? Nur eine große, aufwendige Atheisten-Reise um die Welt, bei der du sehr oft ›Bullshit‹ sagst.«

Ich runzele die Stirn, weil sie mein Konzept stark unterschätzt. »Ich werde das Thema ganz sicher rational behandeln. Trotzdem bleibe ich völlig unvoreingenommen. In den sozialen Medien tummeln sich viele Leute, die Geister für echt halten, also gebe ich ihnen die Chance, mich in die richtige Richtung zu lenken. Ich führe eine laufende Liste mit Hypothesen über paranormale Phänomene. Ich nenne sie die SPUK-Liste. Die Abkürzung steht für ...«

»Ich kann damit leben, es nicht zu erfahren.«

»Und wenn das Buch fertig ist, kann ich den ganzen Verückten wenigstens sagen: ›Ihr hattet eure Chance, mich zu überzeugen, und habt sie vermasselt.«

»Wie edelmütig von dir.«

Meine hoffnungslose Liebe für Bex wächst, wenn sie gehoben klingende Wörter in sarkastischem Kontext benutzt. Meine Stammler kennen sie noch als Fitnesstrainerin Ende zwanzig, mit der ich schon zu lange zusammenwohne, als dass zwischen uns etwas laufen könnte. Zudem wissen sie, dass ich es schwierig finde, dabei zuzuhören, wie Bex im Nachbarzimmer Männer vögelt. Möglicherweise ist das der Grund, warum ich für meine Bücher immer reisen muss. (Übrigens vögelt sie nicht viele Männer. So eine ist sie nicht. Sie war mit einem Kerl namens Lawrence sechs Monate zusammen, obwohl er ein schmieriger, kinnloser Verlierer ist. Und das ist er wirklich.)

Ich kann hier meine Liebe für sie öffentlich gestehen, denn Bex liest meine Bücher nicht. »Jack, ich *wohne* mit dir zusammen«, sagte sie einmal, als wir auf unserem großen gelben Sofa saßen, *EastEnders* schauten und vorrangig chinesisches Essen

aßen. »Ich muss diese Bücher nicht lesen. Wieso sollte ich noch einmal durchleben, wie du dir auf der Toilette eine Überdosis Kokain reinziehst?«

Abgesehen von dem Fehler, meine Bücher nicht zu lesen, ist Bex die vernünftigste Person, die ich kenne. Um die Wahrheit zu sagen, hole ich mir bei ihr immer die Bestätigung für meine Buchideen. Darum will ich sie auch vom aktuellen überzeugen.

Unser kleiner Wagen fängt an zu rattern und zu brummen. Mit einem Knarren setzen wir uns in Bewegung.

»Also«, sagt sie, »wie war Griechenland?«

»Italien«, korrigiere ich sie, während die Leute hinter uns schon mal kreischen. »Dort gab es mächtig Ärger. Ich hab was Schlimmes getan, und dann hat mich ein Exorzist angebrüllt.«

»An Halloween. Perfekt.«

»Anschließend hab ich ein seltsames YouTube-Video gesehen.«

Bex verarbeitet die ganzen Informationen. Als unser Wagen Fahrt aufnimmt, hat sie entschieden, welche Frage sie stellen will. »Welches Video?«

»Erzähl ich dir später.«

Dann verschwinden wir im Maul.

Etwa vierundzwanzig Stunden zuvor bin ich also in der tiefsten Provinz Italiens. Die erste Etappe meiner epischen Reise in die Welt des Übernatürlichen, bei der ich eine Kampfmagierin in Hongkong treffen werde, einen ??? in ??? und ein ??? in ???, ganz zu schweigen von einer ??? in ??? (*Eleanor: Ich entferne die Platzhalter, sobald ich weiß, wen ich genau treffe und wohin es geht. Falls ich das vergesse, gebührt dir die Ehre.*)

Ich betrete gleich eine Kirche.

Das alte Gebäude steht einsam und verlassen auf einem Hügel, dessen hinteres Ende eine steile Felswand bildet. Wirft



man von hier oben einen Stein hinab, verschwindet er auf halber Strecke in den verwundenen, arthritischen Fingern kahler Bäume. Die Kirche, dieser steinerne Wächter, überblickt das dichte Waldgebiet und die am Horizont zusammengescharten Hügel. Ihr Inneres ist funktional, vergleichsweise minimalistisch. Es gibt zwar noch einige der typischen, einschüchternden Statuen und ein paar glitzernde Symbole, die von Überfluss und Macht zeugen, dennoch ist das kunstvollste Merkmal das Bleiglasfenster an der Rückwand, durch das die Winter Sonne scheint.

Ich finde, die Schönheit von Buntglasfenstern ist in einer Kirche vergeudet.

Alles ist so still und ernst, man würde nicht glauben, dass wir in neunzig Minuten einen Krankenwagen brauchen.

Es ist 13.30 Uhr, als ich – eine halbe Stunde zu spät – mit interessanter Sturmfrisur hineineile. Der achtzig Jahre alte Pater Primo Di Stefano begrüßt mich mit einem steifen Lächeln und entsprechendem Händedruck. Er trägt einen weiten schwarzen Talar und wird von zwei frostigen Gehilfen flankiert. Die beiden sind klein und gedrungen, tragen schwarze Hemden und graue Hosen. Äußerlich unterscheiden sie sich nur dadurch, dass der eine Haare im Gesicht hat; also lasst sie uns Bart und Bartlos nennen. Ich habe einen praktischen italienischen Dolmetscher namens Tony im Schlepptau. Dolmetscher-Tony. Trotz der behaarten Werwolfhände, der Monobraue über den lebhaften braunen Augen und der Zahnlücken, durch die eine Kawasaki passen würde, ist Tony der einzige halbwegs sympathische Kerl hier. Wir haben uns draußen bei einer Zigarette angefreundet, weil er mein Messing-Zippo bewundert hat. Ein altes angelaufenes Ding, aber es funktioniert.

Di Stefano steht der hiesigen Kirche nicht vor. Im Grunde ist der Priester hier genau wie ich zu Gast. Als einer der vertrauenswürdigsten Fußsoldaten des Papstes ist er in Rom stati-

oniert und viele Meilen gereist, um die Kirche auf seiner Gnadenmission in Beschlag zu nehmen. Genauer gesagt, ist er hier, um einem dreizehnjährigen Mädchen den Teufel auszutreiben, nur mit der Macht von Worten, Gesten und jeder Menge Sturm und Drang. Dieser Mann behauptet, über zweihundert Exorzismen durchgeführt zu haben. Rein zufällig hatte das den lukrativen Nebeneffekt, dass er dabei genug Material für eine Buchreihe sammeln konnte, die seine Kreuzzüge detailliert schildert. Die Werke tragen Titel wie *Im Krieg gegen den Teufel*, *Mein lebenslanger Kampf gegen den Antichrist* und natürlich *Satan & Ich*. Letzterer ist mein Lieblingstitel – er klingt nach einer schrulligen Sitcom. »In der heutigen Folge von *Satan & Ich* will Pater Di Stefano eine Hausparty für seine Freunde schmeißen, doch sein schadenfroher Mitbewohner Satan schlachtet alle ab und lästert auch noch Gott!«

Bitterkalte Luft weht durch den Hauptgang, als Pater Di Stefano, Dolmetscher-Tony und ich uns eine Bank zum Plaudern zurechtrücken. Wir müssen Zeit totschiessen, bis die Empfängerin des priesterlichen Rituals eintrifft.

Exorzismen lassen sich durch die Jahrtausende zurückverfolgen, bis zum Ursprung der Zivilisation. Von Anfang an schob man eifrig alle Krankheiten – ob körperliche oder geistige – bösen Geistern zu. Und all diese Leute, angefangen mit den alten babylonischen Priestern, haben sich nur zu gern als Exorzisten bezeichnet. Als Retter. Der berühmteste von allen war vorgeblich Jesus Christus, der von der Rolle gar nicht genug bekam.

Di Stefano hält den Exorzismus im Onlinezeitalter für wichtiger denn je. »Das Internet«, lässt er mir durch Tony ausrichten, »hat den Informationsaustausch erleichtert, aber nicht immer sind die Informationen gut. Die Menschen experimentieren mit Ouija-Brettern und bringen sich in Schwierigkeiten. Und dann sollen wir ihnen helfen.«

Der Mann hat das faltige Gesicht und das Betragen einer Dogge. Nicht der winzigste Funke Humor flackert in seinen dunklen Augen. Er toleriert mich gerade so. Seine Gehilfen stehen in Hörweite, was mich bei Interviews stets irritiert. Ich bitte sie, sich ein Stück zu entfernen, doch sie ignorieren mich. Bald stelle ich fest, dass auch Di Stefanos Gehör immer dann versagt, wenn er es will – wenn ich ihm eine heikle Frage stelle, zum Beispiel. Sage ich hingegen etwas, das er scharf kritisieren möchte, ist sein Hörvermögen wieder voll da.

Di Stefano hat im Laufe der Jahre nur wenige Interviews gegeben – meistens, wenn eins seiner Bücher auf den Markt kam –, doch soweit ich weiß, durfte ihm bislang kein Journalist bei einem Exorzismus zusehen. Der heutige Tag scheint ein Zugeständnis an die modernen Medien zu sein, eine pfiffige PR-Maßnahme: Wenn die Leute sehen, dass die Kirche ihnen hilft, bleibt sie in den Augen der Welt relevant. Und wenn es eines gibt, um das sich Religion heutzutage sorgen sollte, dann um Relevanz. Und fraglos wäre es ein gelungener Streich, wenn sich Jack Sparks konvertieren ließe.

Ich kann nicht anders, als mir vorzustellen, wie Di Stefano mit völlig ernster Miene einen Exorzismus durchführt, und einen Lachanfall bekommt, sobald er später die Wohnungstür hinter sich schließt. Bestimmt lacht er sich kaputt über den Schwachsinn, mit dem er Tag für Tag davonkommt. Trotzdem hat das Ganze zweifellos eine zutiefst ernste Seite. Immerhin hat Di Stefano häufig mit sehr verzweifelten Menschen aller Altersgruppen zu tun (nur nicht mit Babys. Babys sind grundsätzlich dermaßen wahnsinnig, dass man kaum beurteilen kann, ob sie besessen sind, sofern sie nicht plötzlich in der Luft schweben). Der Löwenanteil der Betroffenen leidet wohl an irgendeiner Geisteskrankheit oder unter den Nachwirkungen eines Missbrauchs.

»Das stimmt«, gesteht Di Stefano zu meiner Überraschung

ein. »Wissen Sie, wir erkennen sehr oft, ob eine Person geistesgestört ist oder eine andere Ursache infrage kommt. In diesen Fällen kann man die Schuld keinem Dämon zuweisen. Natürlich führen wir die Betroffenen der korrekten medizinischen Behandlung zu. Es ist sogar ziemlich selten, dass ein Exorzismus vonnöten ist.«

»Woran erkennen Sie, dass ein Exorzismus nötig ist?«

Di Stefano schaut mich von oben herab ab. Er hält mich für den unverschämten Amateur, der ich bin. Sein Blick ist unnachgiebig, er hat die toten Augen eines Kabeljaus. »Irgendwann erkennt man die Anzeichen für eine echte dämonische Besessenheit«, sagt er. »Man spürt sie. Das ist ein völlig anderes Gefühl.«

So weit, so vage. »Wie fühlt es sich denn genau an, wenn man es mit einem echten Dämon zu tun hat?«, hake ich nach.

»Die Luft fühlt sich ... dick an«, antwortet er angewidert. »Und schwarz wie Öl. Das ist ...« Er reibt Daumen und Zeigefinger aneinander, auf der Suche nach der richtigen Formulierung. Dann tauscht er einige Italienischsalven mit Tony aus, der schließlich das Wort liefert, das dem Priester auf der Zunge liegt: »Beklemmend.«

»Außerdem«, fährt Di Stefano fort, »sieht man es in den Augen des Besessenen. Wissen Sie, die Augen sind die Fenster zur Seele. Man kann sehen, wer oder was darin lebt.«

»Wie können Sie sicher sein, dass Sie sich das nicht alles einbilden?«, frage ich.

Das Doggen Gesicht wirft noch mehr Falten als zuvor. Das ist nicht besonders schwer, wenn ein Gesicht ohnehin schon einem Stück Dörrobst gleicht. Ihm gefällt meine kritische Frage nicht. Kein Wunder, denn man könnte sie problemlos auch auf die Religion als solche beziehen. Dennoch zeigt er Mut und Nachsicht mit mir. »Soweit ich weiß, bin ich geistig völlig gesund. Genau wie meine Exorzisten-Brüder. Die Dinge, die

wir gesehen haben ... die Art, wie sich Leute benehmen, wenn ein Dämon in ihnen steckt ... das ist echt.« Mit ausholender Geste deutet er auf das Innere der Kirche. »Ich glaube, das werden Sie heute noch sehen.«

»Haben Sie *Der Exorzist* gesehen?«, frage ich.

»Den Film? Vor langer Zeit. Ich erinnere mich kaum daran.«

»Ist ein Exorzismus so ähnlich wie in diesem Film?«

»Manchmal schon«, antwortet er träge. Als ob er die nächste Frage voraussieht, fügt er hinzu: »Aber wissen Sie, Exorzismen gab es bereits lange vor diesem Film. Die Macher haben sich an früheren Ritualen orientiert. Im echten Leben habe ich viel schrecklichere Dinge gesehen.«

Ich beuge mich vor, in der Hoffnung auf ein gutes Zitat. »Können Sie uns dafür ein Beispiel nennen?«

Di Stefano erinnert sich an eine alleinstehende Mutter mittleren Alters aus Florenz, die Blut geweint hat. Ihre Haut verfärbte sich kränklich grün und bildete offene Wunden aus. Als er in einem Dachbodenzimmer versuchte, ihr die Dämonen auszutreiben, wisperte sie das Vaterunser rückwärts und pulte sich mit einem alten rostigen Esslöffel einen Augapfel aus. Di Stefano (damals in den Siebzigern noch Assistent) und sein Exorzismusmentor fesselten sie, legten das Auge auf Eis und brachten sie rasch ins Hospital. Trotz der fünfstündigen Notoperation ließ sich der Augapfel nicht wieder einsetzen. Di Stefano behauptet, dass er der Frau den Dämon schlussendlich trotzdem austrieb und dass sie zu ihren Kindern zurückkehren konnte.

Als ich ihn nach seiner allerschlimmsten Erinnerung frage, gräbt er widerwillig einen Fall aus dem Jahre 2009 aus, in dem es um einen Zehnjährigen in Mailand ging.

Während er über den Jungen spricht, ist seine volltönende Stimme kaum mehr als ein Raunen. »Als ich den ersten Exorzismus an ihm durchführte, lachte er mir ins Gesicht, während er sich nacheinander jeden Finger brach.«

»Nur die Finger einer Hand?«, hake ich neugierig nach. »Er konnte sich nicht die Finger beider Hände brechen, richtig?«

Di Stefano funkelt mich an, als wolle ich mir einen Scherz mit ihm erlauben.

Dann senkt er den Kopf. »Ich konnte ihn nicht retten. Die Dämonen hatten ihn zu fest im Griff. Ich glaube, sie wollten mir etwas beweisen, mich von der Mission meines Lebens abbringen. Während des dritten Exorzismus schlug der Junge die Ecke eines Glastischs mit dem Gesicht ein, überall war Blut. Bei Nummer fünf drohte er, meine Nichten umzubringen. Er sagte, er würde ihnen die Gesichtshaut abziehen, während ich zusähe, und dann würde er mich zwingen, die Haut zu essen.«

Dolmetscher-Tony steckt sich einen viereckigen Nikotinkaugummi in den Mund.

Di Stefano gönnt sich einen Moment, um sich zu sammeln. »Zwei Nächte später hatte ich eine meiner Visionen.«

Ach ja, Di Stefanos berühmte Visionen. Seine Bücher sind voll davon. Bei diesen Anfällen kann er sich nicht von der Stelle rühren, während sein Geist mit erstaunlichen übersinnlichen Bildern geflutet wird. Interessanterweise erzählt er nur selten von einer Vision, *bevor* sie sich im echten Leben bewahrheitet. Als würde er erst im Nachhinein behaupten, sie gehabt zu haben.

»In meinem Kopf sah ich, wie der Junge seinen schlafenden Stiefvater mit einem Hammer erschlägt und anschließend aus dem Fenster springt. Und genau das geschah auch, dreißig Minuten später. Der Junge sprang zehn Stockwerke tief auf die belebte Straße. Es war so schrecklich, so schrecklich ... Die Leute erzählten, er habe noch während des Sturzes Gott gelästert.«

Zufrieden, dass mir auf diese finstere Geschichte keine clevere Bemerkung einfällt, oder besorgt, dass ich Einzelheiten über den Stiefvater erfahren will, erhebt er sich und beendet

unseren gemütlichen Plausch. Er behauptet, beten und sich mental vorbereiten zu müssen.

Ich lasse ihn vor dem Altar kniend zurück und frage mich, wie viele Exorzismen wohl in Kirchen stattfinden. Müssten die Besessenen nicht in Flammen aufgehen, sobald sie über die Schwelle treten, oder zumindest protestieren oder zappeln? Haben diese Leute nie *Das Omen* gesehen?

Ich öffne mein Notizbuch und schaue mir meine SPUK-Liste an:

DIE SPUK-LISTE (Sparks' Prinzipien des Unheimlichen Kokolores) (Offenlegung: Ich musste die Schwarmintelligenz der sozialen Medien anzapfen, um auf »Kokolores« zu kommen. Davor hatte ich nur »Käse«, was einfach nicht gut genug war.)

Die Leute behaupten, übernatürliche Phänomene aus folgenden Gründen erlebt zu haben:

- (1) Sie versuchen, andere zu täuschen
- (2) Sie wurden von anderen getäuscht

Das sind in meinen Augen die einzigen beiden *brauchbaren* Erklärungen, in absteigender Reihenfolge, von höchstwahrscheinlich bis äußerst fraglich. Es überrascht Sie sicher nicht, dass ich »Geister sind echt« für keine brauchbare Hypothese halte. Zudem glaube ich kaum, dass der Verstand einem Menschen einen Streich der Größenordnung spielen kann, dass er einen Geist »sieht«. Nicht ohne den Einsatz von LSD jedenfalls, und in diesem Fall ist eindeutig die Droge für die Wahnvorstellung verantwortlich. Nach dem Vorfall mit den im Sturzflug angreifenden Spinnengänsen<sup>2</sup> weiß ich das wohl besser als die meisten.

2 Vgl. *Jack Sparks' Welt der Drogen* (Erubis Books, 2014), S. 146 – *Alistair*

Sowohl heute in der Kirche wie auch im Rest des Buches habe ich vor, jede meiner Beobachtungen einer der beiden Erklärungen auf meiner Liste zuzuweisen. Sollte keine davon zutreffen, füge ich ihr vielleicht eine dritte Erklärung hinzu.

Das halte ich für höchst unwahrscheinlich, aber lassen wir uns überraschen.

Die dreizehnjährige Maria Corvi trifft zu Fuß mit ihrer fünfzig-noch-was Jahre alten Mutter Maddelena ein. Die kühle Halloweenluft verwandelt ihren Atem in Dampf. Sie leben irgendwo jenseits der Furcht einflößenden Wälder, in denen es nur wenig gute Spazierwege gibt. Während der letzten anderthalb Stunden meiner Fahrt hierher sah ich weder Städte noch Dörfer – nur gelegentlich ein abgetakeltes Häuschen oder eine Hütte in einiger Entfernung zu den stark gewundenen Trampelpfaden. Falls diese Kirche je für eine lebhaftere Gemeinde gedacht war, so ist Letztere schon seit Langem verschwunden.

Auf den ersten Blick wirkt Maria auf mich nicht sonderlich dämonisch. Andererseits ist sie auch nicht so niedlich-fröhlich wie Linda Blairs *Exorzist*-Figur Regan MacNeil, die ein Jahr jünger war. Maria Corvi strahlt die verdrießliche Lässigkeit eines typischen Teenagers aus, der sich nach Kräften bemüht, seine Furcht zu verbergen. Sieht man näher hin, stellt man fest, dass Maria – wie ihre Mutter – ziemlich verzweifelt ist. Die beiden tragen die gleichen schlichten blauen Kittel und Stiefel wie bei der Feldarbeit. Maria ist hübsch und besorgnis-erregend dürr, gar ausgemergelt, und die dunklen Ringe unter ihren Augen lassen auf schlaflose Nächte schließen. Ihr ungewaschenes schwarzes Haar reicht ihr fast bis zur Schulter.

Abgesehen von einem grauen Fleck im Haupthaar, ist Maddelena so eindeutig Marias Mutter, dass die beiden russische Matroschkas sein könnten.



Ich beobachte genau, wie Maria die Schwelle zur Kirche übertritt. Ihr Körper fängt weder Feuer, noch kreischt sie los. Gleichwohl berührt sie mit der Hand ihre Kehle und schluckt schwer, als kämpfe sie gegen Übelkeit an. Verlegen, beinahe schüchtern begegnet sie meinem Blick und schaut weg, während sie sich mit ihrer Mutter Di Stefano nähert, als sei nichts geschehen.

Der Priester begrüßt Maria und Maddelena mit einer formellen Ansprache auf Italienisch. Es erinnert mich an Telefonate mit Versicherungsvertretern, die einem langweilige juristische Details vorlesen, während man Candy Crush spielt und alle dreißig Sekunden »ja« sagt. Maria und ihre Mutter bestätigen erneut – zweifellos, damit ich darüber ins Bild gesetzt werde –, dass sie das Ritual freiwillig über sich ergehen lassen. Die Kirche, betont Di Stefano, verlange einen Exorzismus nur dann, wenn der Betroffene einen anderen verletzt habe oder noch verletzen könnte.

»Bitte haben Sie keine Angst«, sagt er beruhigend zu den Frauen. »Heute, Maria, wirst du von der Negativität befreit, die nichts in dir zu suchen hat.« Später erfahre ich, dass »Negativität« ein Euphemismus ist, den die Kirche oft verwendet. Angeblich, um den Besessenen nicht durch Suggestion zu beeinflussen. Was für eine Organisation wie die Kirche ungewöhnlich vernünftig wirkt.

Maria nickt mit unbeteiligter Miene. Ich weiß nicht, ob sie an diesen Kram glaubt oder das Ganze nur ihrer Mutter zuliebe über sich ergehen lässt. Ob Maddelena ein Ozzy-Osbourne-Album auf Marias iPod gefunden und eilig die kostenlose TEUFELSKIND-Hotline des Vatikans gewählt hat.

Di Stefano erläutert kurz den Grund meiner Anwesenheit. Dann führt er Maria auf die staubigen Fliesen vor dem Altar. Ihre Mutter unterzeichnet einige juristische Dokumente, die ihr Bart in die Hand gedrückt hat (oh ja, juristische Doku-

mente – die Kirche wird ebenso ungerne verklagt wie jede andere internationale Firma). Dann drängen Bart und Bartlos sie, mich und Dolmetscher-Tony zu einer für uns vorgesehenen Kirchenbank, fünf Reihen vom Altar entfernt.

Maddelena kaut auf den Überbleibseln ihrer Fingernägel herum, während Tony ihre Worte übersetzt. »Ich weiß, dass das nötig ist. Aber ... sie ist mein Baby, wissen Sie? Ich verstehe das nicht. Wieso hat Satan sie ausgewählt?«

Das scheint nicht der richtige Zeitpunkt zu sein, um ihr zu sagen, dass Satan nicht existiert. Oder sie zu fragen, Sie wissen schon, ob Maria vielleicht nur ein durchschnittlicher Teenager ist, der ein bisschen verrückt wirkt – vor allem in Anbetracht dieser ländlichen Gegend. Stattdessen frage ich Maddelena, was sie dazu bewegt hat, einen Exorzisten zu engagieren.

»Maria fing an zu schlafwandeln.« Ihre Blicke bleiben unentwegt auf ihrer Tochter, der Di Stefano soeben letzte Anweisungen zuraunt. »Zumindest dachte ich, sie würde schlafwandeln. Mitten in der Nacht fand ich sie vor unserem Haus, am Rand der Lichtung ...« Maddelenas Blick huscht durch die Kirche, ehe sie fortfährt. »Sie stand nackt in der Eiseskälte. Ich dachte, sie schläft, also sage ich zu ihr: ›Maria, bitte wach auf.‹ Aber sie drehte ihren Kopf – mit weit geöffneten Augen. Und sie grinste. Ich hatte sie noch nie so verrückt grinsen sehen. Sie sagte zu mir: ›Ich *bin* wach‹, und dann ...«

Für einen Moment scheint sie den Tränen nahe, doch dann reißt sie sich zusammen. Als sie die Stimme senkt, tut Dolmetscher-Tony es ihr nach. »Und dann ... gab sie mir eine Ohrfeige und sagte: ›Du solltest besser aufwachen, du Jesus-Schlampe, ehe ich dir dein verdammtes Herz rausreiße.‹«

Danach seien Marias nächtliche Wanderausflüge eskaliert. Maddelena behauptet, sie hätte beide Türen, die nach draußen führen, abgeschlossen und die Schlüssel versteckt, trotzdem sei es ihrer Tochter gelungen auszubrechen. Einmal hätten Mad-

delena und ein Suchtrupp aus Freunden Maria mitten in der Nacht eine Meile von ihrem Zuhause entfernt gefunden. Sie streifte wieder nackt umher, mit dem Blut eines Rehs bedeckt, das sie mit einem Fleischmesser aus der Küche erlegt hatte.

»Sie lachte, als wir sie fanden«, erzählt Maddelena schauernd. »Danach habe ich mich so verloren gefühlt. Ich wusste, nur die Kirche kann mir bei so was helfen. Der alte Pastor, der hier predigt, stellte den Kontakt zu Pater Di Stefano in Rom her. Der gute Pater schickte einen Assistenten zu Maria, dann beschlossen sie, dass eine Segnung wohl am besten wäre.«

Noch so ein Euphemismus. Es ist viel leichter, einer Segnung zuzustimmen als einem Exorzismus. Als ich Maddelena frage, ob sie je medizinische Hilfe für ihre Tochter in Betracht gezogen hätte, verrät mir ihre Miene, dass sie Ärzten und Wissenschaft ebenso sehr vertraut wie ich Priestern und Religion.

»Wenn das hier nicht funktioniert, vielleicht ...«, erwidert sie, als wäre das wirklich der letzte Ausweg.

Ich bin nicht gefasst auf die Transformation von Maria Corvi. Ich hätte nicht gedacht, dass dieses magere Kind es dermaßen in sich hätte.

Auf dem schlichten, knarrenden Holzstuhl vor dem Altar wirkt sie reserviert, aber gefügig, hat den Kopf gesenkt und die Hände im Schoß gefaltet. Sie zeigt eine winzige Gefühlsregung, als sie ihre Mutter anschaut. Ich würde eine hübsche Summe darauf verwetten, dass Feindseligkeit in ihrem Blick liegt. Ein Blick, der sagt: »Zufrieden? Ich mache es.«

Marias Mutter scheint den Blick anders zu interpretieren. Sie wirft ihrer Tochter ein ermutigendes Lächeln zu und ringt erwartungsvoll die knochigen Hände, als nähme ihre Tochter am Casting für *X Factor* teil.

Pater Di Stefano steht vor Maria, eine alte, in Leder gebundene Bibel aufgeschlagen in Händen. Bart und Bartlos bezie-

hen in gebührendem Abstand rechts und links von ihm Stellung, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

Di Stefano liest endlose Passagen aus dem Buch vor. Seine Worte hallen geheimnisvoll von der gewölbten Decke wider. Maria wirkt verlegen, als wisse sie nicht, was sie tun soll. Das Ganze hat eine seltsam hypnotische Wirkung. Da ich am Tag zuvor in Rom bis in die Nacht gefeiert habe, verlieren meine Augen den Fokus, und ich gleite in einen traumähnlichen Zustand ...

Schlagartig versteift sich Marias Körper. Ihre Augen treten hervor, und sie reckt die Hände und Füße in alle Richtungen. Von hier aus sehe ich ihre Zehen nicht, nur ihre zitterigen, weit gespreizten Finger. Sie behält diese Haltung allenfalls eine Sekunde bei, dann zerbricht der Stuhl unter ihr mit einem Krachen.

Maria fällt zu Boden, ihr Rücken wölbt sich über dem Haufen aus zerborstenem Holz, ihr Körper erschlafft. Ich schüttele den Kopf, enttäuscht, dass die allmächtige Kirche sich uralter Slapsticktricks wie halb durchgesägten Stuhlbeinen bedient, um die Sache aufzupeppen. In der nächsten Folge tragen Maria und Di Stefano ein Piano eine lange Treppe hoch – mit amüsanten Folgen!

Neben mir keucht Maddelena auf, umklammert mit einer Hand einen Rosenkranz so fest, dass die Perlen zu bersten drohen. Bart und Bartlos eilen herbei und untersuchen das leblose Mädchen, während sie vorsichtig die Teile des Stuhls unter ihr wegziehen. Dann kehren sie an die Seitenlinien zurück: Zwillingroadies, die während eines Auftritts hastig einen widerpenstigen Mikrofonständer repariert haben.

Di Stefano richtet seine Aufmerksamkeit von der Bibel auf den am Boden liegenden Teenager. »Ich wende mich direkt an den Geist, der in Maria Corvi haust. Nenne deinen Namen, ehe ich mich dazu veranlasst sehe, es selbst zu tun.«